

Laudatio auf Sandra Hoffmann zum Hans-Fallada-Preis 2018

Neumünster, 20. März 2018

Julia Schröder

Dass mit einem Preis, der den Namen Hans Falladas trägt, heute Abend die Autorin Sandra Hoffmann für ihr literarisches Werk ausgezeichnet wird, ist nicht unbedingt zu erwarten gewesen. Wie ich Ihnen nicht erzählen muss, ist Falladas Leben wie sein Werk im Nordosten Deutschlands verwurzelt, und Sandra Hoffmann ist durch und durch vom Südwesten geprägt. Zudem leben Falladas Romane ganz aus der Gegenwartsform des Dialogs, und zwar des deftig-heftigen, oft naturalistisch-gröblichen Dialogs, Sandra Hoffmann hingegen ist eine Meisterin der Erinnerungsvariation, der überprüfend-abwandelnden Wiederholung, der Übergänge von Innen und Außen, und sie ist - bei aller Deutlichkeit in der Schilderung einschneidender Szenen, zu der sie durchaus in der Lage ist - eine Meisterin der im besten Sinn zarten Andeutung. Und wo Hans Fallada in „Bauern, Bonzen und Bomben“ wie in „Kleiner Mann, was nun?“ Anfang der fatalen dreißiger Jahre Zeitbilder des Gegenwärtigen malt, eines Unheils, das sich gerade eben vollzieht, begeben sich Sandra Hoffmanns jüngste Bücher auf Spurensuche in just dieser Zeit, die unterdessen natürlich Vergangenheit und damit Feld zu beackernder Erinnerung ist.

Aber damit bin ich eigentlich schon jenseits der Gegensätze angekommen, bei dem nämlich, was diese beiden so unterschiedlichen Schriftsteller am Ende doch gemeinsam haben könnten. Es ist der „kleine Mann“, die kleine Frau, für die Fallada wie Hoffmann sich interessieren, es sind die kleinen Leute, verschüttelt von den Zeitläuften auf eine Weise, dass am Ende Sprachlosigkeit und Beschweigen der Verluste das einzig Angemessene scheint.

Falladas sprichwörtlich gewordener Titel „Jeder stirbt für sich allein“ gilt auch für Sandra Hoffmanns 2012 erschienen Roman „Was ihm fehlen wird, wenn er tot ist“, die Geschichte des Janek Bilinski. Dieser Janek Bilinski kam als Zwangsarbeiter aus Polen nach Deutschland und verliebte sich in Oberschwaben in eine deutsche Bauerntochter. Nun liegt er auf dem Sterbebett, die Erinnerungen steigen auf, und schließlich versucht er, wenn auch vergebens, doch noch Kontakt zu seiner unbekanntem Tochter aufzunehmen.

Diese junge Deutsche in Oberschwaben, in die Janek Bilinski sich verliebte, hieß Paula, und „Paula“ ist nun der Titel von Sandra Hoffmanns jüngstem Buch, das die Jury des Hans-Fallada-Preises mit Recht als einen „Text von schmerzhafter Intensität“ bezeichnet. „Paula“ ist ausdrücklich kein Roman, sondern autobiografisch fundierte Erinnerungsprosa. Das Buch ist eine Art Gegenentwurf zu „Was ihm fehlen wird, wenn er tot ist“: Der Roman hat die große Leerstelle der eigenen Familiengeschichte – die Frage nach dem Vater von Paulas Kind, dem Vater der Mutter, dem eigenen Großvater also – gefüllt mit Erfindung und Erzählung. In „Paula“ nun macht Sandra Hoffmann die Leerstelle zum eigentlichen Thema. Alle im Roman erzählend und erfindend beantworteten Fragen werden neu aufgerissen: Wer war der Mann, mit dem Paula Haberbosch, Jahrgang 1915, gegen Kriegsende ihr uneheliches Kind gezeugt hat – ein polnischer Zwangsarbeiter oder vielleicht doch ein marokkanischer Besatzungssoldat? Warum macht Paula ihr Leben lang so ein Geheimnis daraus? Diejenige, die diese Fragen hätte beantworten können, die Großmutter selbst, ist vor zwanzig Jahren gestorben und kann also das nicht mehr, und – schlimmer für die Enkelin – sie hat es nie gewollt.

Deshalb muss nun in „Paula“ der Schorf von den bis heute nicht verheilten Wunden gekratzt werden. Dazu gehören auch die Folgen des familiären Beschweigens dieses Tabus für die eigene

Kindheit der Autorin, für ihr ganzes eigenes Leben. Sandra Hoffmann ist im vergangenen Mai fünfzig geworden. Aber die Fragen wie das Schweigen lassen sie nicht los. Das Schweigen, heißt es in "Paula", habe sich „über die Generationen verschleppt“. Das Schweigen, das Stillhalten, ist geradezu das Fundament dieser nur 160 Seiten und zugleich eine ganze Welt umfassenden Familienerinnerung. Und damit ist „Paula“ auf seine Art das Buch der Stunde.

Als "Paula" im vergangenen Herbst erschien, setzte geradezu eine Serie von Großmutter-Büchern ein, die bis in dieses Frühjahr anhält. Das scheint mir keine bloße Mode, sondern hat seine Gründe, und es hat auch etwas zu besagen.

Verstehen Sie mich deshalb bitte nicht falsch, wenn ich jetzt der Preisträgerin des heutigen Abends andere Namen an die Seite stelle: Nina Jäckle, aus dem Schwarzwald stammend und wie Sandra Hoffmann Wahlmünchenerin, hat ihrem Roman den mehrdeutigen Titel „Stillhalten“ gegeben. Dieses Buch wie auch der vor wenigen Tagen erschienene Roman „Engele“ von Claudia Tieschky - ebenfalls eine Schwäbin, die in München lebt - hat mit „Paula“ etwas gemeinsam: Sie wurden von Frauen um die Fünfzig, genauer: von Enkelinnen, geschrieben, und es geht ums Schweigen, ums Stillhalten. Eine ganze Generation von Frauen hat das gelernt: während des "Dritten Reich", des Kriegs und während der Zeit, die danach kam. Diese Frauen haben das alles mitgemacht und überstanden, aber sie reden nicht über die wirklich wichtigen Dinge. Und das hat die beiden folgenden Generationen, nicht nur die der Töchter, sondern auch die der Enkelinnen, geprägt und prägt sie weiterhin.

Die Mütter bleiben in diesen Büchern auffallend unkonturiert. Sandra Hoffmann lässt ihre Erzählerin zwar die Audrey-Hepburn-hafte Schönheit der eigenen Mutter auf alten Fotos wahrnehmen, beschreibt, wie sie in Bleistiftrock und hohen Pumps „auf

einem Feldweg schreitet, als sei das die Champs Elysées". Aber was ist damit schon *gesagt*?

Beschwiegen wird im Leben dieser Familie ja nicht nur die Schande der Großmutter, im katholischsten Oberschwaben ohne Ehemann ein Kind zur Welt gebracht zu haben. Ganz grundsätzlich behält die Großmutter bis zu ihrem Tod all ihre Gefühle für sich - außer ihrem strengen Gottglauben. Den pflanzte sie der Enkelin früh als Angstkomplex ein. Aber alles andere, zum Beispiel, dass Paulas gar nicht Oberschwäbisch aussehende Tochter sich als fremdartiger Bastard fühlte, und sich mit den Ängsten und Nöten ihrer eigenen Tochter nicht auseinandersetzen konnte und kann - das ist alles kein Thema. Bis die Erzählerin davon erzählt. Bis Sandra Hoffmann davon erzählt.

Die Mutter der Erzählerin, Paulas Tochter, ist ja buchstäblich ein Kriegskind, und wie viel zum Thema Kriegskinder zu sagen ist, haben wir gelernt, als Anfang des Jahrtausends die einschlägigen Untersuchungen zu dieser Generation Bestsellererfolge wurden. Inzwischen weiß man einiges darüber, wie Trauma und Tabu des Aufwachsens in einer Welt aus den Fugen, zwischen Trümmern, mit verängstigten Müttern, fehlenden Vätern, verstörten Lehrern, sich aufs ganze Leben auswirken - gerade, wenn nicht darüber geredet wird.

Warum gerät jetzt die Generation davor, die der damals bereits erwachsenen Frauen in den Blick der Literatur? Vielleicht, weil man im mittleren Alter die konkrete Erinnerung an die eigene Großmutter gerade noch fassen kann - und schon häufiger die Erfahrung gemacht hat, dass Erinnerung so ziemlich das Unzuverlässigste ist, was es gibt. Vielleicht, weil nur Tote einem die Freiheit geben, ihre Geschichten zu erfinden. Vielleicht schreiben Autorinnen aber auch deshalb lieber über die tote Großmutter als über die lebende Mutter, weil es

womöglich besser ist, *mit* Lebenden über den gemeinsamen und den je einzelnen Schmerz zu sprechen als *über* sie zu schreiben.

Sandra Hoffmann jedenfalls schreibt über die unausweichliche Auseinandersetzung mit der Großmutter. Wie sie sich den Karton mit hunderten alter Fotos wieder und wieder vornimmt, um Paulas Vergangenheit beizukommen. Wie am Ende alles noch ungewisser wird. Wie aber die eigene Erinnerung der Erzählerin weiterschmerzt, die Erinnerung an ein Heranwachsen wie unter einem bösen Bann.

Während diese Erinnerungen kommen, wird das Porträt der Großmutter auch zum Selbstporträt. Zugleich wird es zum Gruppenbild der über Generationen Schweigenden.

Sandra Hoffmann ist da sehr genau. Sie beschreibt, wie sich die Gesichtshaut der Großmutter angefühlt hat: „wie ein Veilchenblütenblatt, fast durchscheinend, wie unberührt“. Aber sie weiß auch, dass sie eine „unzuverlässige Erzählerin“ ist, weil sie alles schon „auf der analytischen Couch“ durchgearbeitet und reflektiert hat. Und weil sie, wie sie schreibt, „alles, was ich nicht mehr weiß, alles, was ich nie gewusst habe, alles, was ich unbedingt wissen will, erfinden werde“.

Damit ist mit wünschenswerter Deutlichkeit benannt, dass es hier nicht um eine Fortsetzung von Therapie mit anderen Mitteln geht, sondern ums Schreiben, um Literatur, um den schönen, untröstlichen Trost der Erfindung. Am Ende steht ein bitteres Fazit, in dem viele, die heute selbst an der Schwelle zum Alter sind, sich wiedererkennen können, wenn sie an ihre eigene Familie denken: „Jetzt bist du auf dem Platz am Rand“, schreibt Sandra Hoffmann, „jetzt bist du diejenige, die nicht spricht. Dabei willst du.“

Das ist ein sehr persönliches, sehr intimes Erzählen, ein Erzählen auch, das sich selbst nicht schont. Aber auch solch ein Erzählen sagt viel nicht nur über die Vergangenheit, die ja bekanntlich nicht nur nicht tot, sondern nicht einmal vergangen ist, sondern ebenso über unsere Gegenwart. Das familienbiografische Doppelprojekt von Sandra Hoffmann, als das man „Paula“ und „Was ihm fehlen wird, wenn er tot ist“ begreifen kann, ist ein großes Bild der Zeit. Womit wir wieder bei Hans Fallada wären.

Ich gratuliere der Jury des Hans-Fallada-Preises zu ihrer guten Entscheidung. Ich bedanke mich bei der Stadt Neumünster nicht nur für die Ehre, hier zu sprechen, sondern auch für die Gelegenheit, die wunderbaren Bücher von Hans Fallada zu lesen. Ich danke Sandra Hoffmann für ihre wunderbaren Bücher und gratuliere der 18. Fallada-Preisträgerin von Herzen zu dieser Auszeichnung. Und Ihnen allen danke ich für die Aufmerksamkeit.